

GÜTERSLOHER  
VERLAGSHAUS





CHARLES MARSH

**DIETRICH BONHOEFFER**  
**DER VERKLÄRTE FREMDE**  
EINE BIOGRAFIE

Aus dem amerikanischen Englisch  
übersetzt von Karin Schreiber

GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

*Bildnachweis:*

S. 10, 12, 21, 43, 51, 60, 95, 101, 146, 152, 160, 185, 192, 205, 242, 270, 289, 335, 350, 362,  
374, 439: Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
München  
S. 19, 90, 189, 248, 291, 331, 339, 342, 392, 394, 413, 482: bpk / Staatsbibliothek zu Berlin  
S. 156: Schomburg Center, NYPL  
S. 142, 179: Library of Congress  
S. 158: The Museum of the City of New York, Art Ressource, NY  
S. 176, 177, 349: Dietrich Bonhoeffer Manuscript Collection, Burke Library Archives,  
Columbia University Libraries, at Union Theological Seminary, New York  
S. 180: Mississippi Departement of Archives and History  
S. 206: bpk / Friedrich Seidenstücker  
S. 367, 485: Freundlicherweise vom Autor zur Verfügung gestellt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte te Papier  
*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Titel der Originalausgabe: *Strange Glory. A Life of Dietrich Bonhoeffer*  
© 2014 by Charles Marsh; published by Alfred A. Knopf, a division of  
Random House LLC, New York, and in Canada by Random House of  
Canada Limited, Penguin Random House companics

1. Auflage der deutschsprachigen Ausgabe 2015  
Copyright © 2015 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Das Gütersloher Verlagshaus, Verlagsgruppe Random House GmbH, weist  
ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis  
zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere  
Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlages für  
externe Links ist stets ausgeschlossen.

Coverfoto: Dietrich Bonhoeffer, August 1932, © Gütersloher Verlagshaus,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-579-07148-0

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

# INHALT

## KAPITEL 1

### 1906-1923

KIND DER EWIGKEIT 9

## KAPITEL 2

### 1923-1924

»ITALIEN ERSCHÖPFT SICH NIE« 32

## KAPITEL 3

### 1924-1928

UNIVERSITÄT UND STUDIUM 57

## KAPITEL 4

### 1928-1929

MIT MATADORENGRUSS 84

## KAPITEL 5

### 1929-1930

»VON TRADITION BEMOOST« 119

KAPITEL 6

**1930-1931**

»ICH HABE IN NEGERKIRCHEN DAS  
EVANGELIUM PREDIGEN HÖREN« **136**

KAPITEL 7

**1931-1933**

UNTER DEM ZWANG DER GNADE **183**

KAPITEL 8

**1933**

THEOLOGISCHE STURMTRUPPEN  
AUF DEM VORMARSCH **210**

KAPITEL 9

**1933-1935: LONDON**

RUFER IN DER WÜSTE **247**

KAPITEL 10

**1935-1937**

EINE NEUE ART MÖNCHTUM **287**

KAPITEL 11

**1938-1940**

ICH MUSS EIN GAST UND  
FREMDLING SEIN      **333**

KAPITEL 12

**1940-1941**

WEIHNACHTEN UNTER TRÜMMERN      **366**

KAPITEL 13

**1941-1943**

DEN WAHSINNIGEN TÖTEN      **391**

KAPITEL 14

**1943-1945**

»HÖCHSTES FEST AUF DEM WEGE  
ZUR FREIHEIT«      **428**

DANK      **487**

ANMERKUNGEN      **493**

LITERATURVERZEICHNIS      **557**

NAMENREGISTER      **582**





# KAPITEL 1

## 1906 – 1923

### KIND DER EWIGKEIT

Als Kind lag Dietrich Bonhoeffer nachts oft wach. Gemeinsam mit seiner Zwillingschwester Sabine versuchte er, sich die Ewigkeit vorzustellen. Die Kinder konzentrierten sich ganz auf das Wort *Ewigkeit*, um jede Ablenkung auszuschalten, und mit der Zeit wurde aus dem Spiel ein Ritual.<sup>1</sup> An Tagen, wenn Beerdigungen stattfanden und die von Pferden gezogenen Leichenwagen auf den nahegelegenen Friedhof zufuhren, schauten die Kinder vom Schlafzimmerfenster aus zu.<sup>2</sup>

*Ewigkeit* – Sabine fand sie »lang und unheimlich«<sup>3</sup>. Dietrich empfand das Wort als majestätisch und ehrfurchtgebietend.

Manchmal stellte er sich vor, wie er auf dem Totenbett lag, umgeben von Familie und Freunden, auf der Schwelle zum Himmel stehend. Er wusste, welche seine letzten Worte sein würden, und übte sie gelegentlich laut. Aber er wagte nicht, jemand anderem davon zu erzählen.<sup>4</sup> Er hoffte, er würde den Tod wie einen lange erwarteten Gast willkommen heißen. Er wollte nicht von ihm überrascht werden. Aber dann, wenn er beim Zubettgehen davon überzeugt war, dass der Tod in genau dieser Nacht kommen würde, wurde ihm schwindelig. Die Wände seines Schlafzimmers begannen sich zu drehen, als stände er an der Mittelstange eines Karussells. Er stellte sich vor, wie er von der Schwester zum Bruder, vom Vater zur Mutter rennen und um Hilfe rufen würde. Das Gefühl, dass es genau jetzt geschehen würde, dass er in dieser Nacht in dem unendlichen Mysterium verschwände, war so real, dass er sich auf die Zunge beißen musste, um sich zu vergewissern, dass er noch unter den Lebenden war, dass er den intensiven Schmerz spüren konnte. In solchen Momenten fürchtete er, an einer »unheilbaren Krankheit« zu leiden.<sup>5</sup>

Als die Zwillinge getrennte Schlafzimmer bekamen, erfanden sie einen Code, um ihre metaphysischen Spiele fortsetzen zu können. Diet-

rich trommelte sacht an die Wand, »mahrende Bumse«, die besagten, dass es wieder Zeit war, über die Ewigkeit zu sinnieren. Ein weiteres Klopfen kündigte einen neuen Gedanken zu dem ernstesten Thema an, und so ging es hin und her, bis einer von beiden schließlich nichts mehr vom anderen hörte.<sup>6</sup> Normalerweise blieb Sabine irgendwann still. Wenn das Spiel zu Ende war, lag Dietrich wach. Das einzige Licht in seinem Zimmer kam von einem Paar von fluoreszierenden Kreuzen, die seine Mutter auf einen Tisch in der Ecke gestellt hatte.<sup>7</sup> »Abends wenn ich schlafen geh, vierzehn Englein um mich stehn«, hörte er sie singen. Er mochte diesen Gedanken: Engel, die an seinem Bett standen. Und andere Engel, die die Kinder auch anderswo beschützten.<sup>8</sup>

Dietrich glaubte, das abendliche Ritual bewahre ihn davor, »vom Satan verschlungen zu werden«. Das schrieb Sabine später, gleichwohl



*Dietrich und Sabine Bonhoeffer im Jahr 1914*

es nur sehr wenige Hinweise auf den Teufel in den Schriften ihres Bruders gibt, weder in den frühen noch in den späten.<sup>9</sup> Am Ende faszinierte der Tod ihn mehr, als dass er ihn ängstigte, und der Teufel bereitete ihm kaum Angst.<sup>10</sup> »Gott will nicht, daß der Mensch sich fürchtet«, würde er eines Tages einer Gemeinde in einem vornehmen Londoner Vorort predigen. Gott will einzig und allein, dass Menschen leidenschaftlich und gierig »nach der Verheißung der Gnade Gottes greifen ...«<sup>11</sup>.

Anders als die meisten protestantischen Theologen des 20. Jahrhunderts war

Dietrich Bonhoeffer kein Pfarrerssohn. Als sechstes von acht Kindern (seine Zwillingsschwester war das siebte) wurde er am 4. Februar 1906 in Breslau geboren. Die Mitglieder seiner Familie waren begabte Humanisten, die kirchliche Feiertage lieber in der festlichen Gesellschaft von Familie und Freunden begingen als in der Kirche. »Pistole mit Pfropfen, Soldaten!«, wünschte er sich in seinem ersten Brief an das Christkind.<sup>12</sup> Später waren es Musikinstrumente, Anzüge, Pelzmützen, Hemden und Krawatten, Auslandsreisen, Schuhe für jede Gelegenheit oder die Werke von Immanuel Kant und G.W.F. Hegel. Meistens bekam er, was er sich gewünscht hatte.

Die Familie wohnte in der Birkenwäldchenstraße 9 im wohlhabenden Vorort Scheitnig. Gegenüber dem Haus folgte ein schmaler Park der Biegung der Alten Oder nach Süden über die Dombrücke hinaus zum Zoo und dem Bischofswald. Nach Norden führte ein schmaler Weg durch dichte Kiefernwälder zum Friedhof und zur Psychiatrie und Nervenheilanstalt, wo Dietrichs Vater arbeitete. Sabine erinnerte sich an einen Sommernachmittag, als ihr Bruder plötzlich verschwand, nachdem sie zum Abendessen gerufen worden waren. Es war mitten in einer Hitzewelle, die Niederschlesien überzog. Dietrich, sonnengebräunt, mit »einer Fülle weißblonden Haares«, war im Hof herumgerannt, um den Mücken zu entkommen. Schließlich hatte er Schutz in einer hohen Wiese in einer Ecke des Gartens gesucht zwischen Rosengarten und Grundstücksgrenze. Als sein Kindermädchen auf die Veranda kam und noch einmal zum Abendessen rief, folgte er diesem Ruf nur ungern. Ohne auf die Hitze und die einsetzende Dämmerung zu achten, wäre er lieber zufrieden in der Einsamkeit seines Geheimverstecks im sommerlichen Garten verborgen geblieben.<sup>13</sup>

Mit seinen massiven Mauern, schmalen Fenstern und spitzen Türmchen stand das Haus am Ostufer der Alten Oder an einer mit Kopfstein gepflasterten Straße, die zu einem weiteren kleinen Wäldchen führte. Bögen und Kragsteine belebten das Mauerwerk und die Kreuzblumen, Erker und das Fachwerk zeugten von gotischen und barocken Einflüssen. Durch das Walmdach und den vorgebauten Windfang, die breiten Traufen, Dachgauben und kleinen Dachfenster hatte

man den Eindruck eines niederdeutschen Bauernhauses, das sich launhaft nach allen Richtungen ausbreitete.

Der Rosengarten und der Gemüsegarten waren sorgfältig gepflegt. Auf dem übrigen Grundstück durfte sich die Vegetation wild ausbreiten, wie es der Mode entsprach. Hühner und Hähne liefen herum, auch auf dem in die Jahre gekommenen Tennisplatz. Ziegen und Schafe konnten sich außerhalb der Ställe frei bewegen und kamen auch schon mal ins Haus, wenn die Türen offen standen. Dietrichs Mutter hatte einen Kinderzoo mit »... Lachtauben und Eichhörnchen in hohen Käfigen, Schlangen und Echsen im Terrarium ... und ... Sammlungen von Steinen, Schmetterlingen, Käfern und Vogeleiern ...«<sup>14</sup>. Im Schatten einer Linde bauten Dietrichs Vater und seine älteren Brüder ein Baumhaus auf dunklen Pfählen, eine Gitterwerk-konstruktion mit einer kleinen Bühne zum Theaterspielen. In einem Sommer half Dietrich seinen älteren Brüdern, einen unterirdischen Gang von der Gartenlaube zu einem Felsen zu graben. Jenseits des



*Paula Bonhoeffer und ihre acht Kinder (Susanne wird 1909 geboren)*

drei Morgen großen Familiengrundstücks lag das, was die Nachbarkinder »die Wildnis« nannten. Dort senkte sich das Land sanft zum Fluss hin und zu einem Sumpf, wo sie Algen, Würmer, Eidechsen und Ochsenfrösche für ihre Terrarien sammelten oder um sie unter ihren Mikroskopen zu untersuchen.<sup>15</sup>

Die Nachricht, dass die Familie nach Berlin ziehen würde, mehr als 300 Kilometer von Breslau entfernt, kam für die Kinder überraschend und wurde mit Murren aufgenommen. 1912, als Dietrich sechs Jahre alt war, wurde seinem Vater Karl Bonhoeffer der Lehrstuhl für Neurologie und Psychiatrie an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin angeboten, ein prestigeträchtiger Posten, der auch die Führung der Klinik für nervöse Leiden und psychiatrische Störungen umfasste.<sup>16</sup> In Breslau, das viele Nobelpreisträger wie Max Born, Erwin Schrödinger, Fritz Haber und Otto Stern hervorgebracht hat, war seine Stellung schon mehr als respektabel gewesen.<sup>17</sup> Aber Berlin bot ihm bessere Bedingungen für seine klinischen Studien, dazu ein höheres Gehalt und mehr Möglichkeiten im Hinblick auf die Ausbildung der Kinder. Außerdem gab es in einer Metropole mit zwei Millionen Einwohnern ausreichend Fälle von Hysterie und Sucht, die man studieren konnte.<sup>18</sup>

Zunächst mietete die Familie eine Wohnung in der Brückenallee, einer Straße unweit des Tiergartens, die es heute nicht mehr gibt. Das ehemalige königliche Jagdrevier Tiergarten war zu einem öffentlichen Park geworden. Vier Jahre später kaufte Karl Bonhoeffer eine Gründerzeitvilla im Grunewald, einem ehemals großen unberührten Waldgebiet, das der erste Kanzler des Deutschen Reichs Otto von Bismarck zum Wohnviertel hatte entwickeln lassen. Grunewald oder »grüner Wald« mit einer Kolonie prachtvoller Landhäuser in verschiedenen Baustilen war das ideale *rus in urbe*, denn es bot eine ländliche Atmosphäre, lag aber in der Nähe der Annehmlichkeiten der Stadt und in ausreichender Entfernung zu deren rauen und schmutzigen Seiten. Wissenschaftler, hochrangige Politiker, Gelehrte, Filmproduzenten und Filmstars, Finanziers und Industrielle – alle spazierten dieselben baumbestandenen Boulevards entlang und trafen sich bei Soireen in

der Nachbarschaft. Im Sommer wölbten sich Linden und Birken schattenspendend über die sorgfältig gepflasterten Straßen, und die südlich gelegenen Wälder schienen die großzügig angelegten Wohnviertel zu umranken. Der Schriftsteller Christopher Isherwood, der in den zwanziger Jahren eine Wohnung in einem lauten städtischen Arbeiterviertel gemietet hatte, nannte Grunewald einen »Millionärs-Slum«. <sup>19</sup>

Die Bonhoeffers freundeten sich schnell mit ihrem neuen Zuhause in der Wangenheimstraße 14 an. Das Haus war zwar kleiner als die Villa in Breslau, aber elegant und schmal, im Stil eines klassischen deutschen Landsitzes mit einem spitzen Schindeldach, einem abgerundeten Gaubenfenster und einer Klinkerfront über dem Kellersockel. Außerdem gab es einen großen Hof, zum Garten hin eine breite Veranda und einen Praxistrakt für Karl Bonhoeffers Hausklinik. <sup>20</sup> An milden Tagen konnte man im mit Primeln und jungem Farn bestandenen Garten die Musik hören, die durch die offenen Fenster wehte. <sup>21</sup> »Man empfand einen unaufdringlichen Wohlstand und einen unbefangenen Sinn für Freude und Behaglichkeit«, würde Bonhoeffer später in seinem unfertig gebliebenen, autobiografische Elemente aufnehmenden Roman schreiben. »Weniger die Bedeutung des einzelnen Gegenstands als die sorgliche Pflege des Ganzen tat dem Auge und dem Herzen wohl.« <sup>22</sup>

Die Zedernholzböden im Haus waren von bester Qualität, aber schon reichlich abgenutzt. Eine dicke, geflochtene Matte bedeckte den Parkettboden im Eingangsbereich. Wie Paula Bonhoeffer, die Dame des Hauses, sagte, sehe sie keinen Grund, dass Kinder über Perserteppiche laufen sollten, bevor sie gelernt haben, sich die Schuhe abzututzen. Die Einrichtung war einfach und robust, Holz und Beschläge von bester Beschaffenheit und Haltbarkeit. Hinter der Eingangshalle lag ein riesiger Wohnraum (20 mal 25 Meter), den die Familie nur »das Zimmer« nannte oder »das große Zimmer«, nie aber den Salon. Für Paula hörte sich das zu protzig an. An dem massiven Esstisch mit Schnitzereien rundum fanden zwölf Personen bequem Platz. Julie Bonhoeffer, die Großmutter der Kinder, die 1925 mit ihrer Haushälterin von Tübingen zu den Bonhoeffers zog, hatte eine silberne Dose auf der Anrichte stehen. Daraus nahm sie ab und zu Schokolade für die Enkel.

Familienporträts und karge Landschaften – viele davon hängen heute in der Neuen Pinakothek in München oder in der Hamburger Kunsthalle – schmückten die vornehmen Räume des Erdgeschosses. Einige der Bilder stammten von Franz von Lenbach, den Gebrüdern Achenbach und Johann Wilhelm Schirmer, die meisten aber waren von Dietrichs Großonkel Leopold Graf von Kalckreuth und dessen Vater Stanislaus Graf von Kalckreuth.<sup>23</sup>

Mit Hilfe einer kleinen Dienerschar – Zimmermädchen, Haushälterinnen, einer Köchin und einem Gärtner, je einer Gouvernante für jedes der älteren Kinder und einem Kindermädchen für die Kleinen – hatte Paula sich den Ruf erworben, ein gut geordnetes und behagliches Haus mit einer anregenden Atmosphäre zu führen. Nach dem Umzug nach Berlin wurde auch eine Empfangsdame für die Hausklinik von Karl Bonhoeffer angestellt, ebenso ein Chauffeur.<sup>24</sup>

Die frühesten deutschen Abkömmlinge der niederländischen van den Boenhoff-Sippe verließen Nijmegen 1513 und ließen sich in Schwäbisch Hall nieder. Aus der Familie kamen Goldschmiede und Stadträte. Sie erwarb Landbesitz. Das Familienwappen zeigt einen Löwen auf einem blauen Feld, der ein paar Bohnen in der Pfote hält. Übersetzt bedeutet »Boenhoff« einfach »Bohnenfeld«. Im 19. Jahrhundert arbeiteten die Mitglieder der Familie als Juristen, Ärzte und Pfarrer der lutherischen Kirche.<sup>25</sup>

Karl Bonhoeffer war der Sohn des Richters Friedrich Ernst Philipp Tobias Bonhoeffer, eines Juristen, der den Großteil seines Berufslebens Präsident des Amtsgerichts in Ulm gewesen war<sup>26</sup>, ein schwieriger und kühler Mann und »ein großer Feind von allem Modischen und Unnatürlichen«<sup>27</sup>. Er verabscheute Kutschen und Züge und beharrte darauf, dass eine Strecke von weniger als 60 Kilometern besser zu Fuß zu bewerkstelligen sei, wenn man die Umsteigezeiten und unvermeidlichen Verzögerungen einer Reise mit Fahrzeugen mit einberechnete. Das bedeutete, dass Karl und seine Geschwister die 40 Kilometer von Tübingen zum Haus der Großeltern in Stuttgart zu Fuß zurücklegen mussten, wenn sie sie in den Ferien besuchten. Jedes Frühjahr wan-

derte Friedrich Bonhoeffer allein über die Schwäbische Alb, mit einem Leinensäckchen voll Rettichsamen, den er hier und da verstreute, um dann im Herbst die Pflanzen zu ernten.

Karl Bonhoeffer hatte von seinem Vater den Sinn für Genauigkeit und das distanzierte Wesen geerbt, nicht aber, wie es scheint, dessen Ungeduld. Äußerlich sanfter als er, verlangte Karl dennoch von seinen Kindern genauso viel wie von sich selbst. Das betraf im Besonderen ihre Ausdrucksweise. Er erwartete genaue und maßvolle Äußerungen, duldete keine »spontanen Ausbrüche« oder Geplänkel in seinem Haus. Ein Kind, das in Anwesenheit der Erwachsenen etwas sagen wollte, musste seine Worte sorgfältig abwägen. Es war nicht so, dass Karl sich nicht für die Meinung seiner Kinder interessierte, vielmehr hatte er Freude an klaren Argumenten. Ein hastig gesprochenes Wort oder ein unausgegorener Gedanke aber machten ihn spürbar unzufrieden. Er konnte ein Kind ermahnen allein, indem er fragte: »Was hast du gesagt?«<sup>28</sup> Er wurde nie laut, doch umarmte oder küsste er seine Kinder nur selten.<sup>29</sup>

Karls Haltung gegenüber Wundern, dem Übernatürlichen und jeglichem Glauben, der den Gesetzen der Vernunft widersprach, war von einem aufklärerischen Skeptizismus geprägt. Er nahm es hin, dass seine Frau die Kinder in religiösen Dingen unterwies, allerdings durfte dies nur in Maßen geschehen und sollte einen Nutzen haben. Nach fast zwanzig Jahren klinischer Arbeit in empirischer Psychiatrie und Neurologie sah er in der Religion etwas, das Menschen hilft, ihr Leben zu ordnen und Chaos zu verhindern. Aber er glaubte, es gäbe bessere Alternativen. Er begleitete seine Frau nicht zur evangelischen Kirche im Grunewald, wohin sie gelegentlich mit den jüngeren Kindern ging. Und er blieb den Stunden am Sonntagnachmittag fern, wenn Paula zu Kaffee und Kuchen einlud und sich alle um das Klavier versammelten, um Kirchenlieder zu singen.<sup>30</sup> Die religiöse Erziehung der Zwillinge lag ihrer Mutter mehr am Herzen als die der älteren Kinder, vielleicht, weil ihr bewusst war, wie wichtig Dietrich das Spirituelle war. Karl Bonhoeffer hatte nichts gegen Taufe und Konfirmation einzuwenden. Wenn sie mit einem Fest in einem Garten im Grunewald einhergin-



gen, hatte er sogar sein Vergnügen daran. Aber den Sonntag beging er auf seine eigene Weise. Nach dem Abendessen rief er die Familie in der Bibliothek zusammen und las Geschichten, Gedichte und Briefe vor. Seine bevorzugten Schriftsteller waren Theodor Fontane und Friedrich Schiller, aber er nahm auch Bücher von Fjodor Dostojewski, Hermann Hesse und Fritz Reuter hinzu, der im 19. Jahrhundert als Chronist des ländlichen Lebens beliebt war. Die Literatur war für ihn intellektuell weitaus befriedigender als Religion oder Psychoanalyse. Letztere kritisierte er, weil sie seiner Meinung nach dazu ermutigte, weitschweifige Aussagen zu treffen und sich in Spekulationen zu versteigen. Das fand er unerträglich.<sup>31</sup> »Davon verstehe ich nichts«, sagte er einmal seufzend, nachdem seine Frau die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium vorgelesen hatte.<sup>32</sup> Sehr gerne überließ er es ihr, von Engeln und Jungfrauengeburt zu erzählen.

Paula Bonhoeffer war die Tochter von Karl Alfred von Hase und Clara Gräfin von Hase, geborene Gräfin Kalckreuth. Ihr Vater war Hofprediger an der Potsdamer Garnisonkirche und ihr Großvater im 19. Jahrhundert ein bekannter Kirchenhistoriker gewesen. Paulas blaue Augen, ihr blondes Haar und ihr offenes, Selbstvertrauen ausstrahlendes Gesicht standen in deutlichem Kontrast zu den geschürzten Lippen und melancholischen Augen ihres Mannes.<sup>33</sup>

Bevor die Familie nach Berlin umzog, unterrichtete Paula die Kinder selbst, in einem Raum, der mit Schulbänken und Tafeln ausgestattet war. Sie hatte 1894 die staatliche Lehrprüfung bestanden und die Qualifikation erworben, an Mittelschulen für Jungen und Mädchen und an Oberschulen für Mädchen zu unterrichten. Ihre Ansichten zum Unterricht und zu der Erziehung von Kindern entwickelte sie mit Hilfe der Texte fortschrittlicher Pädagogen und jüngster Forschungsergebnisse aus der Moral- und Entwicklungspsychologie. Besonders gefiel ihr Rudolf Steiner, Gründer der Waldorfschule in Stuttgart, für den die individuelle Einsicht der Schlüssel zur Bildung war. Paula meinte: »... den Deutschen werde zweimal im Leben das Rückgrat gebrochen: zum ersten Mal in der Schule, zum zweiten Mal beim Militär.«<sup>34</sup> Sie

verlangte von den Kindern lediglich, immer die Wahrheit zu sagen und sich im Umgang mit anderen ruhig zu verhalten. Sie sollten Verantwortung für ihre Verfehlungen übernehmen, aber man sollte nicht von ihnen erwarten, sich wie Erwachsene zu benehmen. So wurden Lügen bestraft, aber zerrissene Kleidung, versehentlich zerstörte Fenster und sogar zertrampelte Rosenbüsche kaum beachtet.<sup>35</sup> Paula wollte, dass ihre Kinder sich selbstbewusst Ziele setzten und sich am Glück erfreuten, Freunde zu haben. Disziplin und Ordnung sollten dazu dienen, Entdeckerlust und Erfindungsgeist zu fördern.

Wenn sie nicht die Erziehung und Bildung ihrer acht Kinder und die zehn Hausangestellten beaufsichtigte, plante sie gern große Feste und Empfänge mit aufwändigen Kostümen, kleinen Theaterstücken und Musikaufführungen. Paula Bonhoeffer war nicht nur im Grunewald, sondern beim gesamten Berliner Bildungsbürgertum als ausgezeichnete Gastgeberin bekannt.<sup>36</sup> Dietrich genoss die Vorbereitungen, entwarf Einladungen, schmückte die Räume und sorgte für die Requisiten. Zusammen mit seiner Mutter suchte er die Musik aus und führte Regie bei den Aufführungen. Mit seinen Schwestern probte er seinen Text und die Tanzschritte. Sein Kostüm war ihm immer besonders wichtig. Paula hatte eine Holztruhe voller Perücken und bunter Seidenstoffe. Als kleines Kind trug er gerne ein weißes Festkleid mit einem »blau-seidenen Unterkleidchen«. <sup>37</sup> Bei einem Maskenball später in der Wangenheimstraße verkleidet er sich als Amor und schoss stumpfe Pfeile auf die jungen Paare<sup>38</sup>.

Trotz der Unterschiede was den familiären Hintergrund und ihr Temperament betraf, waren sich Paula und Karl Bonhoeffer in Familienangelegenheiten einig. Sie ließen sich nicht von dem damaligen Trend beeindrucken, dass Eltern enge Freunde ihrer Kinder werden sollten, und sie schlugen die Kinder nie. Wenn ein Kind eine Entscheidung hinterfragte, wurde es ermutigt, seinen Standpunkt genau darzulegen. Paula war zwar zugänglicher als Karl, aber auch sie war eine Respektsperson.<sup>39</sup> Sie brachte den Kindern eine evangelische Frömmigkeit nahe, die vornehm und fröhlich, zugleich aber auch von Pflichtbewusstsein getragen war. (Es kann sein, dass Bonhoeffer an seine Mutter gedacht hat, als er

im Tegeler Romanfragment eine kultivierte Frau mittleren Alters porträtierte, die den Kirchgang als »gesunde Disziplin« betrachtete, bei dem sie unter einem »alten Schönredner« und dessen »Geschwätz«<sup>40</sup> litt.) Aber sie glaubte, ebenso wie ihr Mann, uneingeschränkt an die Wissenschaft. Sie zögerte nie, die Kinder bei Krankheiten mit Medikamenten zu behandeln und so hielten es auch die Kinder später. Dietrich nahm verschiedenste Pulver gegen Schmerzen, Schlaftabletten, wenn nötig, und sogar Aufputzmittel, um mit wenig Schlaf auszukommen, wenn eine Arbeit fertiggestellt werden musste. Er verreiste nie ohne eine ansehnliche Menge von Medikamenten. Ein regelmäßiger Besucher der Familie berichtete später, dass nirgendwo sonst Tabletten so freigiebig verteilt wurden wie bei den Bonhoeffers.

Es sollte eine Herausforderung für Dietrich werden, sich einen Platz unter seinen vielen begabten Geschwistern zu erobern. Dem Ältesten, Karl-Friedrich, geboren 1899, fiel es ungewöhnlich leicht, komplexe wissenschaftliche Sachverhalte zu verstehen. Der Zweite, Walter, noch im selben Jahr geboren, wurde ein begnadeter junger Autor und Naturforscher.<sup>41</sup> Klaus, geboren 1901 und, was das Alter angeht, Dietrich am nächsten, war ein Freigeist, allerdings mit scharfem analytischem Verstand. Einmal bekam er eine schlechte Note in Chemie, weil er sich geweigert hatte, seinen Hegel-Band während des Unterrichts zur Seite zu legen.



*Karl und Paula Bonhoeffer, etwa 1930*

Bonhoeffers älteste Schwester, Ursula, geboren 1902, hatte des Vaters Eifer für klinisches Wissen geerbt und studierte Sozialarbeit, bis sie im Alter von einundzwanzig Jahren heiratete. Christine, 1903 geboren, liebte wie Walter die Natur und machte einen Universitätsabschluss in Zoologie. Das achte und jüngste Kind, Susanne, 1909, drei Jahre nach den Zwillingen geboren, besaß eine außergewöhnliche emotionale Reife und war zu großer Empathie fähig. Wenn sie ihre Erfüllung nicht als Frau eines Geistlichen gefunden hätte, hätte sie gut in die Fußstapfen ihres Vaters treten und einen Heilberuf ergreifen können.<sup>42</sup>

Von Jugend an war sich Dietrich seiner Privilegien und der daraus resultierenden Verantwortung bewusst. Es störte ihn nicht, wenn er anderen als ebenso mutig wie egoistisch erschien, weil er sich für etwas einsetzte, das er für richtig und wahr hielt, oder wenn seine Klassenkameraden ihn manchmal für arrogant hielten. »... und niemand durfte es wagen, ihm in den Weg zu treten, wenn er sich eines anderen angenommen hatte. Dann kämpfte er wie ein Löwe und war ein schrecklicher Feind«, beschrieb er sein Alter Ego im Tegeler Romanfragment. Auch wenn er zugegebenermaßen »... weniger aus der Liebe zu dem Einzelnen, als aus dem seinem Wesen unentbehrlichen Bedürfnis nach Verantwortung« handelte<sup>43</sup>, denn er hielt seine Altersgenossen, wie er seinen Eltern erklärte, für unfähig, Hervorragendes anzuerkennen. Sie seien voller Neid. Erst später sollte die Sünde des Stolzes für ihn ein Thema für spirituelle Selbsterforschung werden. In seiner Schulzeit betrachtete Bonhoeffer seinen überragenden Intellekt schlichtweg als Faktum.

Deshalb ärgerte er sich umso mehr, dass er die schulischen Leistungen von Maria Weigert, einem jüdischen Mädchen, das in der Nähe wohnte, nicht übertrumpfen konnte. Sie sei brillant und energisch, schwärmten ihre Lehrer. Dietrich wünschte sich, dass sein Platz als Klassenbester nicht immer relativiert würde als Bester ›unter den Jungen«<sup>44</sup>. Maria Weigert, die Tochter eines Berliner Richters und Erbin des Vermögens einer deutschen Bankiersfamilie, war und blieb die Beste von allen. Es wurde nur noch schlimmer dadurch, dass Dietrich ihr nicht ausweichen konnte. Die Weigerts und die Bonhoeffers trafen

im gesellschaftlichen Leben Berlins regelmäßig aufeinander. Manchmal unternahmen die Familien gemeinsam mit anderen Freunden aus dem Grunewald Sonntagsausflüge zum Müggelsee. Man traf sich am Bahnhof von Halensee in robuster Ausflugskleidung – die Frauen in wollenen Beiderwandkleidern und die Männer in Knickerbockern, Jankern und Wanderschuhen. Ausgestattet mit Küchengerät, Picknickkörben, Gitarren und anderem Gepäck, füllte die Gruppe einen ganzen Waggon des Regionalzugs.<sup>45</sup>

Auf einem Foto von 1921, das die Schülerinnen und Schüler aus dem Grunewald in ihrem Klassenzimmer, zeigt, macht die dunkelhaarige Maria – eines von nur drei Mädchen in der fünfzehnköpfigen Klasse – einen zufriedenen Eindruck. Sie trägt eine weiße Bluse und einen Rock mit Blumenmuster und lehnt leicht lächelnd an der Schulbank. Dietrich, obwohl drei Jahre jünger und gerade einmal ein Teenager, wirkt schon viel zu groß für seinen Stuhl. Mit seinen breiten Schultern und dem massigen Kopf lässt er die Jungen neben sich klein aussehen.

1913, ein Jahr nach dem Umzug nach Berlin, als sie noch in der gemieteten Wohnung neben dem überlaufenen Tiergarten wohnten, hat-



*Dietrich Bonhoeffer (Vierter von rechts) im Grunewald-Gymnasium, 1920-21*

ten die Bonhoeffers ein Landhaus in Friedrichsbrunn, einem Dorf am Osthang des Harz, gekauft. Zuerst waren die Kinder davon alles andere als beeindruckt gewesen. Es war schon schlimm genug, von Breslau weg zu müssen. Jetzt – das Haus im idyllischen Grunewald war noch nicht gekauft – sollten sie auch noch ihren ländlichen Rückzugsort in Wölfelsgrund aufgeben, einem wunderbaren Ort mit Obstbäumen, einer großen Wiese und einem kalten Bach, versteckt in einem Tal an der böhmischen Grenze gelegen. Und das für ein altes Forsthaus in einer unbekanntem Gegend. Aber die Kinder entdeckten dann schnell die Vorzüge, die der östliche Harz bot: wunderbare Skilanglaufpisten, üppige grüne Hänge und Wanderwege, kühle Sommerabende.

Die Region hatte eine reiche literarische Kultur aufzuweisen. In der Bibliothek des neuen Hauses reservierten die Bonhoeffers eine ganze Ecke den lokalen Schriftstellern. Theodor Fontane hatte im nahegelegenen Thale gewohnt, dem mittelalterlichen Dorf, in dem sein Roman *Cécile* spielt. 1824 hatte der rastlose junge Heinrich Heine, unzufrieden nach einem Jahr Universitätsstudium, seine Wanderungen über die Höhen in einem Tagebuch festgehalten.<sup>46</sup> *Die Harzreise* erzählt von »goldenen Sonnenlichtern« und »festlichen Strahlen«, die sich durch »das dichte Tannengrün« ergießen, von »singenden Vögeln«, »flüsternden Bäumen« und »Wasser, das unter den Steinen silberhell hinrieselt«. Heine erlebte ein »Gefühl unendlicher Seligkeit«, wenn die »grünen Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmut, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft, sich in süßen Arabesken verschlingen«<sup>47</sup>.

Ein Jahrhundert später sprechen Dietrich Bonhoeffers Texte über Friedrichsbrunn in ähnlicher Weise von Überschwang und Sehnsucht. Morgens las und schrieb er oder spielte Klavier. Nachmittags ging er in die Hügel, zum Wandern oder um Mittagsschlaf zu halten. Ging er mit Sabine und der Mutter spazieren, lauschten die Kinder schweigend den Ausführungen der Mutter über Literatur, Musik, Familienangelegenheiten oder Erziehung, während das Wild im nach Osten geneigten Schatten auf den in der Sonne liegenden nachmittäglichen Feldern äste. Manchmal ging es zu einer Anhöhe, die Tannenhügel genannt wurde. Von einer Lichtung im Heidedickicht konnten sie sehen, wie

die Sonne über entfernten Wäldern und Wiesen unterging. Oben auf der Anhöhe standen zwei Bänke aus Birkenholz an einem hölzernen Kreuz, auf dem ein Text aus dem Alten Testament stand: »Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an.«<sup>48</sup>

Im Sommer studierte und katalogisierte Dietrich die Pilze, die er an den Hängen und auf den Wiesen sammelte. Er »konnte außer sich vor Freude geraten«, wenn er sie vorsichtig aus der Erde zog und sie bestimmen und benennen konnte.<sup>49</sup> Auf Spaziergänge zum Bergrat-Müller-Teich nahm er leere Dosen mit, um die Pilze hineinzutun. Wenn die Kleinen genug gesammelt hatten, so war abgemacht, würde seine ältere Schwester Christine sie als Mittagessen zubereiten. Ein Felsbrocken in der oberen Wiese diente als Tisch, an dem sich die Kinder an »hellgelben Pfifferlingen, rostfarbenen Rothäubchen, hohen, noch geschlossenen, gefiederten Schirmpilzen« sowie an »ansehnlichen blauen Ritterpilzen, blutenden Reizkern« und zur Not auch an festen kräftigen Steinpilzen satt aßen, die Christine mit neuen Kartoffeln und Graubrot servierte. Bei dieser einfachen Mahlzeit, den Luxus der »Kräfte des Waldes, der Sonne, des Wassers, der geschwisterlichen Gemeinschaft, ... der Freiheit« genießend, konnte der Junge »tief in sich« das Unendliche spüren.<sup>50</sup>

An manchen Abenden kamen Kinder aus der Umgebung, um mit den Zwillingen zu spielen. Dietrich überraschte die anderen oft mit seiner leidenschaftlichen, wetteifernden Art. Er spielte, um zu gewinnen, zumindest, wenn er meinte, gleichwertige Gegner zu haben. Und nicht selten zelebrierte er sich als Gewinner. Eines Nachmittags hatte er sich eine Girlande aus Wildblumen und Wollgras gemacht. Als Klaus seinen stämmigen flachsblonden Bruder sah, geschmückt wie ein antiker Gott, lachte er ihn erbarmungslos aus. Peinlich berührt nahm Dietrich schnell seinen Siegerschmuck ab.<sup>51</sup>

Friedrichsbrunn blieb ein Ort, mit dem sich Bonhoeffer tief verbunden fühlte. Er kehrte immer wieder dorthin zurück. Als seine Großmutter Julie neunzig Jahre alt wurde, unternahm er mit den Gästen eine acht Kilometer lange Wanderung durch Tannen und Birken von

Ramberg nach Viktorshöhe, wo sich von einem mächtigen hölzernen Wachturm aus eine spektakuläre Aussicht über die Anhöhe und den Wald bis ins ferne Sachsen bot. In seinen letzten Briefen, die er 1943 im Untersuchungsgefängnis der Wehrmacht schrieb, wird Bonhoeffer von der Erinnerung überwältigt: » Ich liege dann auf dem Rücken im Grase, sehe bei leichtem Wind die Wolken über den blauen Himmel ziehen und höre die Geräusche des Waldes.«<sup>52</sup> Solche Erinnerungen und Eindrücke von Landschaften hätten ihn zu dem gemacht, der er war.

Die Tage im Harz waren träge, aber geordnet. Zwei Bedienstete und eine Haushälterin sorgten dafür, dass die Kerzen in ihren Schälchen auf den Fensterbänken brannten, und zündeten die Wandlampen und Laternen im Haus an, wenn es dunkel wurde. Das Brennholz war sorgfältig neben dem Kamin aufgeschichtet. Das Haus hatte bis 1943 keine Elektrizität – aber da war schon alles vorbei, die Familientreffen, die Musik- und Theaterabende, die Wanderungen zum Feuerturm, die Tage des Lesens und Ausruhens. Alles.

Ende des Jahres 1917 meldeten sich Walter und Karl-Friedrich zum Kriegsdienst im deutschen Heer, zu den Landstreitkräften der noch regierenden Monarchie.<sup>53</sup> Es sollte das letzte Jahr des Großen Krieges bevorstehen. Wie Karl-Friedrich, der mit einem Rucksack voller Physikbücher loszog, ging Walter zur Infanterie, angetrieben von Mut und Idealismus; er hatte seine Bücher und seine Notizen mit Naturbeobachtungen im Gepäck. Aber, anders als Karl-Friedrich, kehrte Walter nicht von der Westfront zurück. Während General Erich Ludendorffs Frühjahrsoffensive gegen die Franzosen und Briten explodierte eine Granate in Walters Kolonne.<sup>54</sup> Er wurde an beiden Beinen verletzt und starb am 28. April nach einer leidvollen Zeit im Lazarett an einer Infektion, kaum einen Monat nach seinem Abmarsch ins Feld. Karl-Friedrich wurde ebenfalls im Krieg verwundet, aber nur leicht.<sup>55</sup>

Walter war ein sanfter Mensch gewesen, der die Natur liebte und in Friedrichsbrunn am glücklichsten war. Dort verließ er das Haus gewöhnlich noch vor Sonnenaufgang, ausgestattet mit einer Thermos-



kanne, einem Fernglas und einem Notizbuch. Er kannte die örtlichen Förster beim Namen und ging gerne mit den Männern aus dem Ort auf die Jagd. Allerdings fiel es ihm sehr schwer, auf ein Reh oder ein Wildschwein anzulegen. Er konnte Stunden damit verbringen, in einer Baumgruppe auf einer Wiese den Vögeln zuzuhören und Vogelrufe auf seiner Pfeife nachzuahmen. *Brehms Tierleben* lag aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch wie eine Bibel. Unter freiem Himmel hatte Dietrich sich seinem älteren Bruder immer am nächsten gefühlt.<sup>56</sup>

Die Familie wusste kaum, wie sie mit Walters Tod umgehen sollte, auch weil sie erst wenige persönliche Tragödien erlebt hatte. Während der Kriegsjahre waren Dietrich die Entbehrungen seiner Landsleute ziemlich gleichgültig geblieben. Während des vernichtenden Steckrübenwinters 1917 mit seinen enormen Härten durch Lebensmittelknappheit und Rationierung, schrieb Dietrich seiner Großmutter von einem Festessen in der Wangenheimstraße mit Wurstsuppe, Kalbsbraten, Flunder aus der Ostsee bei Boltenhagen, frischem Spargel und Möhren, eingemachtem Obst, Quarkkuchen und einem »sehr guten Wein, von dem wir alle ziemlich viel bekamen«. Das Frühstück bestand wie üblich aus Speck und Eiern mit Kaffee sowie Brot und süßer Butter.<sup>57</sup>

Karl Bonhoeffer war erst wenige Wochen zuvor fünfzig geworden, als eines hellen Frühlingmorgens ein Bote zwei Telegramme überbrachte, je eines von jedem der Söhne. Sabine erinnerte sich, wie ihr Vater aschfahl wurde. Er zog sich schnell in sein Arbeitszimmer zurück, wo er, wie es schien, Stunden blieb, »vornübergebeugt ..., das Gesicht verbargen die Hände«<sup>58</sup>. Niemand hatte ihn je so verstört oder ähnlich erschüttert gesehen. Dann nahm er eine Haltung stoischer Festigkeit an und lernte, seinen Kummer für sich zu behalten. Aber viele Jahre lang verließ er den Raum, wenn Walters Name fiel, und machte für die nächsten zehn Jahre keinen Eintragung in die Silvesterschrift, wie er es sonst immer getan hatte.<sup>59</sup>

An dem Morgen, als Walter in den Krieg gezogen war, war Paula mit dem Zug mitgelaufen, der langsam aus dem Bahnhof herausrollte. Immer wieder hatte sie ihrem Sohn gesagt: »Uns trennt ja nur der Raum!«

Nach seinem Tod fiel sie in eine derart schwere Depression, dass sie schließlich für mehrere Wochen zu den Nachbarn zog, um den Kindern den Anblick ihres Schmerzes zu ersparen. Mehr als einen Monat verbrachte sie im Bett, umsorgt von Familie Schöne in deren Haus und medizinisch behandelt von ihrem Mann und einem Kollegen. Die ganze Zeit über hielt sie Walters letzten Brief in der Hand.<sup>60</sup> »Voll Sehnsucht denkt an Euch, Ihr Lieben, Minute um Minute der langen Tage und Nächte Euer noch so weit entfernter Walter«, hatte er aus dem Feldlazarett geschrieben.<sup>61</sup>

Den zwölfjährigen Dietrich traf die Nachricht wie ein Schlag. Beim Festessen am Abend vor seiner Abreise hatte er für Walter »Nun zu guter Letzt geben wir dir jetzt auf die Wandrung das Geleite« gesungen und sich selbst auf dem Klavier begleitet.<sup>62</sup> Später würde er sagen, Walters Leben hätte »eine frühe Vollendung im Sterben für ein hohes Ziel« erfahren. Aber zu diesem Zeitpunkt schien es, als sei die Welt, die doch so schön und rein gewesen war, zerstört. Nichts konnte mehr ohne Trauer erlebt werden, der nahtlose Stoff, der Alltäglichkeit und Ewigkeit zusammenhielt, war entzweigerissen.<sup>63</sup> »Menschliches Wesen, was ist's gewesen?«, sagte sein Onkel von Hase bei der Grabrede. »In einer Stunde geht es zugrunde, sobald das Lüftlein des Todes dreinbläst.«<sup>64</sup>

Karl-Friedrich kam bitter und desillusioniert aus dem Krieg zurück, voller Feindseligkeit gegen die Monarchie. Er nannte sich jetzt einen Sozialisten und Bewunderer der englischen Arbeiterbewegung. Er sprach unentwegt von Ludwig Feuerbachs Religionskritik – dass der Glaube an Gott nur eine Projektion des menschlichen Wunschs nach Allwissenheit sei – und weigerte sich, an den Adventsgottesdiensten teilzunehmen. Was Dietrich und Sabine noch mehr schockierte: Er kritisierte offen die Hausmusikabende der Familie als bürgerlichen Firlefanz von Leuten ohne echtes Talent. Er nannte sie eine reine Verschwendung von Geld, das besser für die Unterstützung von Musikern aus der Arbeiterklasse ausgegeben werden sollte.<sup>65</sup>

Kurz nach Walters Tod tat Dietrich kund, dass er beschlossen habe, Theologe zu werden.<sup>66</sup> Obwohl er erst dreizehn Jahre alt war, hegte er

keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Entscheidung. Lange Zeit war man davon ausgegangen, dass er als Konzertpianist Karriere machen könnte. Sein Talent, vom Blatt zu spielen, ließ ihn zum beliebtesten Begleiter bei den samstäglichen Musikabenden werden.<sup>67</sup> Mit acht spielte er Kammermusik, gemeinsam mit Karl-Friedrich und Klaus am Cello und an der Geige. Zudem begleitete er seine Mutter, wenn sie romantische Lieder wie die von ihr geliebten Gellert-Beethoven-Lieder sang, einfache, melancholische Stücke, die von der Lyrik Christian Fürchtegott Gellerts inspiriert waren. Am Weihnachtsabend führte das Mutter-Sohn-Duo Carl August Peter Cornelius' Lied zu Epiphani-as »Die Könige« auf neben Adventsliedern aus der Zeit Alexander von Humboldts und Felix Mendelssohns.<sup>68</sup> Als Geschenk für seine Eltern zu Pfingsten komponierte Dietrich ein Gesangsstück auf der Grundlage von Psalm 42: »Was betrübst du dich meine Seele ... harre auf Gott«. Noch begabter zeigte er sich als Arrangeur eines Trios zu Schuberts »Des Baches Wiegenlied« aus dem beliebten Liederzyklus des 19. Jahrhunderts »Die schöne Müllerin«.<sup>69</sup> Immer bereit, etwas aufzuführen, musste seine Pfadfindergruppe einmal bei einer lebhaften Probe seiner liebsten Improvisationen zuhören.<sup>70</sup>

Aber seine Leidenschaft für die Musik war nicht so groß wie die, die er spürte, wenn er seine Gedanken auf Gott richtete oder wenn er in einem der ledergebundenen Werke seines Onkels von Hase las. Auch der bekannte Lehrer am Berliner Konservatorium Leonid Kreutzer kam zu dieser Einschätzung. Dietrich hatte sich um einen der begehrten Plätze der Anfängerklassen beworben. Kreutzer kannte die Bonhoeffers gut und besuchte manchmal ihre Musikabende. Er mochte Dietrich und war von seinen technischen Fähigkeiten so beeindruckt, dass er bereit war, ihn ins Konservatorium aufzunehmen. Aber er sagte den Eltern, dem Jungen mangle es an Farbe des Ausdrucks, und riet deshalb von einer Laufbahn als Musiker ab. Auch war er nicht davon überzeugt, dass Dietrich wirklich Konzertpianist werden wollte oder sich der Anforderungen dieses Berufes voll und ganz bewusst war.<sup>71</sup>

Die Entscheidung ihres Sohnes, Theologe zu werden, war für seine Mutter keine große Überraschung. Paula hatte schon lange bemerkt,

dass ihn die letzten Fragen beschäftigten. Auf einem Foto der Familie sieht man, wie die jüngeren Kinder im Breslauer Garten »Taufe« spielen. Das Gesicht des Kleinen der neben seiner Gouvernante sitzt, zeigt große Konzentration, als würde er sagen: Welch schöner und feierlicher Akt. Sabine bewunderte, wie feierlich ihr Zwillingbruder sich zu verhalten wusste, und forderte die anderen auf, es ihm nachzumachen, wenn sie Kirche spielten.<sup>72</sup> Dietrich hatte mütterlicherseits ja ein großes religiöses Erbe vorzuweisen, durch seinen Großvater, Hofprediger bei Wilhelm II. in Potsdam, und seinen Urgroßvater, der ein Kollege Hegels gewesen war.<sup>73</sup> In den Breslauer Salons, zu denen Paulas Mutter Clara Kalkreuth von Hase eingeladen hatte, waren Theologen ebenso gefragt gewesen wie Künstler oder andere Gelehrte. Und auch auf der väterlichen Seite gab es Kirchenmänner, einige Anhänger von Swedenborg unter den Militärs, Malern, Bildhauern, Ärzten, Bürgermeistern und Grafen.

Nichts davon aber war für Dietrichs ältere Brüder von Bedeutung. Nicht nur war Karl-Friedrich jetzt bekennender Sozialist, Klaus war ein begeisterter Weimarer Liberaler geworden, zählte russische Emigranten zu seinen Freunden und schrieb Abhandlungen über internationales Recht. Für beide war Religion etwas, das von der dringenden Aufgabe ablenkte, Gleichheit und Menschenrechte zu verwirklichen. Sie waren nicht nur überrascht von Dietrichs Plänen, sondern schämten sich und warnten – ganz in der Art ihres Vaters –, dass diese Entscheidung den Rückzug von der Realität bedeuten würde.

»Sieh dir die Kirchen an«, mahnten sie. »Eine erbärmlichere Institution kann man sich kaum vorstellen – und du gehst ja selbst kaum hin.«<sup>74</sup>

Ungerührt antwortete Dietrich: »Dann werde ich eben diese Kirche reformieren.«<sup>75</sup>

1921, im Alter von fünfzehn Jahren, las er das zweibändige Werk *Ursprung und Anfänge des Christentums* von Eduard Meyer mit solcher Begeisterung, dass er anfang, mit »Dietrich Bonhoeffer, theol.« zu unterschreiben.

Karl Bonhoeffers Gehalt ermöglichte der Familie nicht nur das Landhaus in Friedrichsbrunn, sondern auch Ferien in den bei der Oberklasse beliebten Urlaubsorten. In Boltenhagen, einem Badeort an der Ostsee, den die Bonhoeffers besonders schätzten, spielte Dietrich im flachen Wasser bei der Seebrücke, zählte Quallen und baute ausgefeilte Sandburgen mit Wassergräben und Festungswällen. An einem Sommernachmittag im Jahr 1918 wurde seine Aufmerksamkeit von zwei tieffliegenden Flugzeugen geweckt, die von einem Patrouillenflug über den Gewässern zwischen Deutschland und Dänemark zurückkehrten. Der Anblick und das Brüllen der Motoren hielten ihn gefangen. Plötzlich wurde die Maschine, die in der Nähe des Ufers flog, abrupt hochgezogen, während die andere weiter draußen über dem Meer über den Großen Schwanensee zur Landebahn am Pohnstorfer Moor weiterflog. Zuerst dachte Dietrich, der Pilot der ersten Maschine wolle ein akrobatisches Manöver versuchen, ein Kunststück, wie er es bei einer Flugschau im Grunewald gesehen hatte. Aber in Wahrheit gab es ein Problem. Kurz nachdem sie den Steilflug begonnen hatte, fing die Maschine an zu stottern und zu bocken. Dann geriet sie in eine rasante Abwärtsspirale und stürzte schließlich in einem Feuerball ins Meer, nur zehn Meter vom Ufer entfernt.

Wie die anderen Zuschauer lief auch Dietrich zum Unfallort. Teile der zerstörten Tragflächen und des Cockpits und Benzinleitungen trieben verstreut im seichten Wasser. Bald kam eine Rettungsmannschaft, die den zusammengeschrumpften, verkohlten Körper des Piloten wegtrug.

An diesem Abend schlief Dietrich schnell ein, erschöpft von den Ereignissen des Tages, schreckte aber irgendwann nach Mitternacht hoch. Er konnte nicht zu seiner Mutter gehen; sie war in Berlin geblieben und hatte die drei jüngeren Kinder in Begleitung ihrer Kindermädchen vorgeschickt. Draußen schäumte die aufgewühlte See in einem heftigen Sturm. Sand bedeckte die Korbessel und Tische, und die Wellen schlugen auf den Strand und liefen über die Sandburgen, die die Kinder gebaut hatten. Als der Wind mit lauten, heftigen Schlägen einen nicht befestigten Fensterladen gegen das Haus schlug, schreckte

das Kind auf. Es fürchtete sich vor dem Bild des Piloten, das es nicht vergessen konnte.<sup>76</sup>

Trotz der verstörenden Ereignisse jenes Frühjahrs und Sommers zeugen Dietrichs Tagebücher und Briefe zum Herbst hin wieder von einem zufriedenen und privilegierten Familienleben. Er berichtet von Lesestoff, für den er eigentlich zu jung war: eine Beethovenbiografie, *Der Stechlin* von Fontane, Wilhelm Rabes *Die schwarze Galeere*, Hermann Hesses *Knulp*, Willibald Alexis' *Der Werwolf*, Felix Dahns *Ein Kampf um Rom*, J. Teneromos *Gespräche mit Tolstoi* und Ferdinand von Raesfelds Roman *Im Wasgenwald: Ein Jäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland*, den er von Walter geerbt hatte. In den Briefen, die er während des Ferienmonats schrieb, sinnt er über sorglose Beschäftigungen nach. Samstagsnachmittags gingen er und Sabine mit der Mutter zu musikalischen Aufführungen in der Staatsoper Unter den Linden, an anderen Tagen besuchte er mit seiner Gouvernante Käthe Horn ein Museum oder eine Kunstgalerie.<sup>77</sup>

Seine naturgegebene Sportlichkeit konnte Bonhoeffer beim Tennis, Tanzen und Skifahren ausleben. Allerdings hatte er kein Interesse an organisiertem Sport, wie z.B. am Aufstieg und den Erfolgen des heimischen Fußballclubs Hertha BSC Berlin, der in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren sehr erfolgreich war.

Dietrichs Sportsgeist blieb von solchen Spektakeln unberührt. Als Schüler verwandte er seine Energie in der Freizeit vor allem auf die Kunst, weniger auf den Sport. In der Abschlussklasse des Gymnasiums spielte er die Hauptrolle in einer Aufführung von Goethes *Egmont*, neben Ulla Andreae, der Nichte des deutschen Außenministers Walther Rathenau, die das Clärchen gab. Rathenau, der wenige Wochen später einem Attentat durch ultranationalistische Militärs zum Opfer fallen sollte, kam zur Premiere. (Bonhoeffer berichtete seiner Großmutter, dass er am Morgen des 24. Juni 1922 »einen merkwürdigen Knall« gehört habe, ohne zu wissen, dass es sich um Gewehrschüsse handelte und dass »ein Schweinevolk von Rechtsbolschewisten« seinen Nachbarn auf dem Weg ins Ministerium abgefangen und im offenen Wagen

erschossen hatten<sup>78</sup>.) Theater blieb seine Leidenschaft, ebenso wie alles Literarische, Sprachen und romantische Romane.<sup>79</sup>

Der Hausunterricht von Paula – unterstützt von einigen Tutoren – im provisorischen Klassenzimmer neben der Küche war für die Kinder eine ausgezeichnete Vorbereitung auf die Schule gewesen. Alle erbrachten sehr gute Leistungen auf dem Gymnasium und machten ihr Abitur früher als die meisten ihrer Klassenkameraden. Dietrich war besonders schnell. Nach dem Friedrich-Werderschen Gymnasium wechselte er 1918 mit zwölf aufs Grunewald-Gymnasium. (Als Sabine soweit war, das Klassenzimmer ihrer Mutter zu verlassen, ging sie auf eine kleine Mädchenschule unter der Leitung von Fräulein Adelheid Mommsen, der Tochter des großen Klassizisten und Nobelpreisträgers Theodor Mommsen<sup>80</sup>.) Mit siebzehn, im März 1923, machte Dietrich dort sein Abitur, zwei Jahre vor der Mehrzahl seiner Klassenkameraden und in jüngerem Alter als irgendeines seiner Geschwister. Sein Zeugnis garantierte ihm einen Studienplatz an einer deutschen Universität. Außer in Englisch und Handschrift hatte er in allen Fächern sehr gute Noten vorzuweisen. Darüber hinaus erhielt er Auszeichnungen im Singen und die besten Noten in Sport und in Betragen.<sup>81</sup> Bevor er das Gymnasium verließ, lernte er fließend Griechisch und Latein und hatte gute Kenntnisse in Hebräisch und Französisch. In den folgenden fünf Jahren lernte er zudem Italienisch, Spanisch und Englisch. In seinem dreitausend Worte umfassenden Immatrikulationsaufsatz »Catull und Horaz als Lyriker« wählte er Catull, »geboren als Sohn einer reichen, vornehmen Familie«, der »alles in Leidenschaft, d. h. ins Gefühlsmäßige« verwandelt, als seinen Lieblingsdichter. »Selbst die größten Gedanken müssen vergehen«, schloss Bonhoeffer, »große Gefühle bleiben ewig«<sup>82</sup>.

## KAPITEL 2

# 1923 – 1924

### »ITALIEN ERSCHÖPFT SICH NIE«

Den Plan für seine große Reise, die »Grand Tour«, entwickelte Bonhoeffer, als er mit einer Gehirnerschütterung im Bett lag. Er war an seinem achtzehnten Geburtstag beim Schlittschuhlaufen mit Freunden gestürzt. Mittlerweile wohnte er in der Universitätsstadt Tübingen, in einem der neueren Häuser in einem Viertel nahe dem Bahnhof. Das Haus von Frau Jäger, in dem er in der Uhlandstraße 10 ein Zimmer gemietet hatte, hatte schöne große Fenster und einen Garten.<sup>1</sup>

Obwohl er sein Zimmer noch nicht verlassen durfte, war Bonhoeffer guter Laune, als seine Eltern mit Geschenken aus Berlin anreisten. Sie hatten Schreibpapier, Bücher, Pralinen, Tabak und einen Umschlag mit Geld dabei, das er ausgeben konnte, wie er wollte. Dietrich hatte eine klassische Gitarre in einem Musikgeschäft in der Stadt ins Auge gefasst. Aber da gab es noch etwas, das er sich weitaus mehr wünschte als das »prachtvolle« Instrument mit dem »wunderbaren Klang«. Er wollte den Sommer in Italien verbringen. Er war regelrecht berauscht von dem Gedanken: »das fabelhafteste, was mir blühen könnte«. Er meinte, dass er sich »kaum vorstellen kann, wie großartig es sein würde«<sup>2</sup>.

Bonhoeffer kannte die Berichte über die Reisen von Familienangehörigen nach Italien. Sein Urgroßvater Karl August von Hase, sein Leben lang ein Freund der Nazarener, jener Maler, die sich auf dem Pincio niedergelassen hatten, war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts etwa zwanzigmal nach Rom gefahren. Er hatte sich über seine Erfahrungen in Rom noch persönlich mit Goethe austauschen können.<sup>3</sup> Von Hases Skizzenbücher, Reiseführer und Tagebücher inspirierten nachfolgende Generationen in der Familie, ebenfalls zu reisen, und hatten auf Bonhoeffer die gleiche Wirkung wie die Zeichnungen vom Forum und dem Palatin, die in Walther Kranz' Klassenzimmer hingen. Wie die



meisten Kinder der Elite im Grunewald war er begeistert von den Bildern des sonnengetränkten Südens und der antiken Schätze. Darüber hinaus hatte er bei Dr. Czeppan, der die Geografie Italiens ebenso gut kannte wie die seiner Heimat Deutschland, ausgezeichnet Latein gelernt.

Es schien darum nur eine Frage der Zeit, dass Bonhoeffer den Entschluss fasste, selbst eine Italienreise zu unternehmen.<sup>4</sup> Als er zur Genesung im Bett lag, festigte sich sein Entschluss. »... aber ich habe schon durch den Gedanken eine solche Lust dazu, wie ich sie, glaube ich, gar nicht größer haben kann«, schrieb er seiner Schwester.<sup>5</sup>

Die Planung war bald gemacht. Dietrich würde zu seinem Bruder Klaus stoßen, der sein Juraexamen mit einem Sommer in Italien feierte. Axel von Harnack, ein Nachbar aus dem Grunewald und Sohn des berühmten Theologen Adolf von Harnack, lebte zu dieser Zeit in Rom und war begierig, Vorschläge zu machen. Sabine war auch noch nicht in Italien gewesen, wurde aber nicht eingeladen, die Brüder zu begleiten. Allerdings musste Dietrich seine Zwillingschwester für eine wichtige Aufgabe gewinnen: seine Eltern davon zu überzeugen, dass er in der Lage war, allein zu reisen.<sup>6</sup> Bisher hatten sie noch nicht zugestimmt.

Der Zeitpunkt ihres Besuches war nicht gerade günstig. Neben dem Schlittschuhunfall und seiner aufgeregten Verfassung war da die Tatsache, dass er noch nicht ein einziges Semester beendet hatte. Aber da sie seine Willensstärke kannten, schenkten sie ihm ohne Vorbehalt ihre Aufmerksamkeit, als er ihnen seine Sache nach ihrer Abreise aus Tübingen in einem Brief darlegte. Komischerweise seien die Semestergebühren für Ausländer viel günstiger, das Wohnen sei auch günstig und man bekomme leicht eine Unterkunft. Das Essen sei ohnehin preiswert. Kurz: Rom werde nicht teurer sein als Tübingen. Außerdem wolle sich ein Mitglied seiner Burschenschaft vielleicht auch nach Rom aufmachen, und natürlich wäre Klaus immer in der Nähe.<sup>7</sup>

Schließlich, nachdem er die Idee von allen Seiten beleuchtet hatte, seufzte Dietrich mit gespielter Verzweiflung: »Ich bin in großen Überlegungen, wie ich meine Laute transportieren soll, denn ich habe doch sowieso schon zwei Koffer und einen Rucksack.«

Es gab nichts woran er nicht gedacht hätte. Die beiden Koffer und den Rucksack würde er vor der Reise nach Rom aufgeben, »dann kann ich mir auch das Paketschicken ersparen«<sup>8</sup>. Vielleicht waren es diese geordneten Überlegungen, die seinen rationalen Vater überzeugten. Jedenfalls stimmten seine Eltern zu.

»Denk bloß mal, es ist nicht ausgeschlossen, daß ich das nächste Semester – in Rom studiere!«, jubelte er Sabine gegenüber.<sup>9</sup>

Es war immer noch so, dass Bonhoeffer sich weniger um die Sorgen und Nöte seines Landes als vielmehr um die eigenen Interessen kümmerte. Als er sich im Herbst 1923 in Tübingen immatrikuliert hatte, war die deutsche Wirtschaft unter einer grassierenden Inflation zusammengebrochen. Nachdem Deutschland wiederholt die im Vertrag von Versailles vereinbarten Reparationszahlungen nicht pünktlich beglichen hatte, besetzten französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet. Unruhen brachen aus, als die deutschen Bauern keine Lebensmittel mehr in die Städte lieferten.<sup>10</sup> Warum sollten sie das auch tun, wenn das Papiergeld doch wertlos geworden war? Überall verschwand das Geld wie »Wasser im Sand«. Unternehmen gingen Bankrott, die Arbeitslosigkeit schnellte in die Höhe. Die Mittelklasse tauschte alles, dessen sie an Möbeln, Kleidung, Schmuck und Kunst habhaft werden konnte, gegen Lebensmittel und Vorräte ein. Kulturzentren und Wohltätigkeitsorganisationen, Kirchen und Krankenhäuser mussten schließen, weil sie kein Geld mehr hatten. Innerhalb von zwei Jahren breitete sich die Tuberkulose epidemieartig aus und tötete eine große Zahl von Menschen. Nur wenige Städte und Orte blieben unberührt von Mangelernährung, psychischen Zusammenbrüchen und Selbstmorden. Tausende von Schülern verließen die Schule, um Arbeit zu suchen, fast immer erfolglos.<sup>11</sup>

Zu dieser Zeit war Dietrich damit beschäftigt, sich ans Studentenleben zu gewöhnen. Kurz nachdem er in Tübingen angekommen war, stellte er fest, dass er aus seinen Hosen herausgewachsen war. Mit siebzehn würde er noch weitere fünf Zentimeter wachsen bevor er seine endgültige Größe von 1,87 Metern erreichte. »Ich ging gleich Besor-

gungen machen«, informierte er seine Eltern, die natürlich die Rechnungen bekamen. Es war nicht so, dass er sich der Krise nicht bewusst war, das was unmöglich. Zu den schlimmsten Zeiten kostete ein Essen in der Universitätsmensa eine Milliarde Deutsche Mark und für einen Laib Brot musste man eine halbe Million bezahlen. Je nach Lage gab Dietrich fünfzehn Milliarden Mark aus, um ein Hemd waschen und stärken zu lassen. Er sparte, wo er konnte, und bat seine ältere Schwester Christine, die in Tübingen Zoologie studierte, sich seiner übrigen Wäsche anzunehmen. Sie stimmte zu, wenn auch wenig begeistert. Trotz alledem überreichte er seiner Mutter eine Auflistung seiner Garderobe, um seiner Bitte um ein neues Leinenjackett und ein Paar Hosen, die für wärmere Tage in Friedrichsbrunn gedacht waren, Gewicht zu verleihen.<sup>12</sup> Mit seinen Schuhen meinte er allerdings auszukommen, da sein robustes Paar Haferlschuhe, das er das Jahr über tragen würde, »in Ordnung« war. Sein gemütliches Zimmer bei Frau Jäger war immer mit frischen Schnittblumen geschmückt. Er liebte die Einfachheit seiner »vier nackten Wände, ein Tisch, ein Bett, zwei Stühle und zwei Fenster«. Er zog es vor, fast nur dort zu arbeiten, »weil alles so still ist und niemand was von einem will«.<sup>13</sup>

Bonhoeffer musste dem Studium seine ganze Aufmerksamkeit widmen, hatte doch seine Fakultät angesehene Absolventen wie Philipp Melancthon, G.W.F Hegel und Friedrich Wilhelm Schelling vorzuweisen. Hundert Jahre zuvor hatte Ferdinand Christian Baur die einflussreiche *Tübinger Schule* gegründet, die die historisch-kritische Bibelforschung pflegte, jene Interpretationsmethode biblischer Texte, die oft »höhere Kritik« genannt wurde. Ihre Vertreter versuchten die biblischen Schriften in ihrer Urgestalt und in den ursprünglichen Zusammenhängen zu verstehen. Sie betrachteten die Heilige Schrift eher als historisches Dokument denn als unmittelbare göttliche Offenbarung. Dietrich hörte den Neutestamentler Adolf Schlatter, der dieser modernen Sichtweise der alten Glaubenslehre anhing. Darüber hinaus nahm er an Vorlesungen von Jakob Wilhelm Hauer teil, einem Indologen, der später die berüchtigte Deutsche Glaubensbewegung gründete.

Auch wenn er fleißig studierte, ließ sich Dietrich nicht von Aktivitäten abhalten, die außerhalb des Studiums lagen. Er trat der Studentenverbindung »Igel« bei und folgte damit seinem Vater und seinem Onkel Otto nach, die beide in Tübingen geboren waren und während der ersten zwei Semester als stolze »Füchse«, wie die jüngsten Mitglieder der Studentenverbindungen genannt werden, im Haus der Burschenschaft wohnten. Der Igel, gegründet 1871, war unter dem Namen »schwarze Burschenschaft« bekannt, weil seine ersten Mitglieder sich geweigert hatten, die aufwändigen Zeremonien der anderen Burschenschaften mitzumachen. Sie zogen nicht in goldenen und pupurnen Gewändern durch den Ort wie stolze Landjunker aus alter Zeit, sondern trugen nur ein »grau-hellgrau-dunkelgraues« Band.<sup>14</sup> Aber wie bei den anderen Verbindungen, kamen auch die Burschenschaftler des »Igel« aus der oberen Mittelklasse und vertraten die Ideale des Bismarckschen Adels, was 1923 vor allem bedeutete, Soldatentugenden und einem vereinten Deutschland unter preußischer Führung anzuhängen. Als sein »Leibbursche« wurde ihm Ernst Fritz Schmid an die Seite gestellt. Dieser im Studien- und Burschenschaftsbetrieb schon erfahrene Student half Bonhoeffer, sich im komplexen Regelwerk des Burschenschaftslebens zurechtzufinden.

Auch Dietrichs ältere Brüder hatten beide ein Jahr in Tübingen verbracht. Aber Karl-Friedrich, der seit seiner Rückkehr aus dem Krieg mit dem Kommunismus geliebäugelt hatte, weigerte sich, einer Burschenschaft beizutreten, weil hier die Meinung vorherrschte, dass die Arbeiterstreiks in Stuttgart und München niedergeschlagen werden sollten.<sup>15</sup> Klaus verurteilte die Studentenverbindungen als undemokratisch und beklagenswert nationalistisch. Außerdem lenkte ihn der Burschenschaftsbetrieb von seinem Studium des internationalen Rechts ab. Dietrich hingegen schien die konservative Ausrichtung nichts auszumachen. Er überließ es seinen Geschwistern, sich über Politik und die Rechte von Arbeitern Gedanken zu machen. Allerdings gab es auch eine kritische Stimme beim Igel. Im Studienjahr 1923/24 verließ »Fuchs Kordau« die Verbindung mit der Begründung, dass das Leben der Burschenschaft dem Geist des Christentums entgegenstehe.

Er habe »sich hineingefunden und geschauspielert«, um den Erwartungen zu entsprechen, habe aber dann gemerkt, dass seine Überzeugung als praktizierender Christ ihm keinen anderen Ausweg ließ als auf »diesen leidigen Kompromiß« zu verzichten.<sup>16</sup>

Doch Bonhoeffer sah nicht ein, was das sollte.<sup>17</sup> Er unternahm »... dann auch den üblichen Schritt jedes Altherrensohns ...« und wurde Igel, wie er in einer Darstellung seines Lebenslaufs aus jener Zeit erklärte.<sup>18</sup> Er genoss die gut ausgestatteten Wohn- und Musikräume in der weitläufigen Villa des Igels, die auch die »Bierkirche« genannt wurde und mit einem schönen Blick auf den Neckar gelegen war. Nachmittags begleitete er das Kammermusiktrio auf dem Flügel. Im ersten Jahr brachte sich Bonhoeffer selbst bei, Laute zu spielen. Er war ein begnadeter Tänzer mit einer Vorliebe für den offenen Walzer, für Quadrille und Française. Und er fand auch noch Zeit, mit dem Fechten zu beginnen.<sup>19</sup>

Jede Woche gab es drei oder vier Tennisspiele, die er den meisten Quellen zufolge für gewöhnlich gewann. Man wanderte im Schönbuch, wo er manchmal das Zisterzienserkloster aus dem 12. Jahrhundert und das von der Sonne beschienene mittelalterliche Dorf Bebenhausen besuchte.<sup>20</sup> Briefe und Tagebucheintragungen aus seinem ersten Universitätsjahr berichten von einem selbstbewussten, gelegentlich launischen Siebzehnjährigen, der am glücklichsten war, wenn er im großen Saal Klavier oder Laute spielen konnte, Schubertlieder vortrug und neue Volkstänze lernte.<sup>21</sup> Kommilitonen sprachen von einem umgänglichen jungen Studenten, der hervorragende Leistungen erbrachte und trotzdem noch mit beneidenswerter Leichtigkeit Zeit für Musik und Sport fand.

Die letzten beiden Novemberwochen 1923 verbrachte Bonhoeffer bei den Ulmer Jägern, wo er wie alle Füchse an dem Ausbildungsprogramm der »Schwarzen Reichswehr« teilnahm. Obwohl er sich Mühe gab, war dieser kurze Ausflug in den »Quasi-Militärdienst« kein Erfolg. Da er immer von Gouvernanten, Hauslehrern und Haushälterinnen

umsorgt worden war, machte Dietrich die raue soldatische Lebensweise zu schaffen. Selbst in den Ferien im östlichen Harz, wenn die Familie ihren Sonntagsspaziergang zum Feuerturm am Waldrand machte, war immer ein dienstbarer Geist dabei gewesen, der auf die Kinder aufpasste oder ein herzhaftes Picknick servierte. An seinem zweiten Tag im Ulmer Ausbildungslager soll Bonhoeffer dafür gemäßregelt worden sein, dass er seine Waschschüssel aus dem Fenster hinaus entleerte anstatt in den nahegelegenen Abort; seine Strafe habe darin bestanden, den Stubenboden mit einer Zahnbürste zu schrubben. Allerdings ist nicht sicher, ob es sich bei dieser Geschichte nicht um eine gut erfundene Anekdote handelt. Sicher ist aber, dass, während die meisten anderen Männer ihre Freizeit damit verbrachten, Karten oder Brettspiele zu spielen, Bonhoeffer Kant las oder Klavier spielte. Trotzdem lernte er immerhin die Grundbegriffe des Schießens, und als die Lagerzeit zu Ende ging, hatte er seine Vorgesetzten lieb gewonnen und die Kameradschaft in den Baracken schätzen gelernt.<sup>22</sup>

Stolz auf seine Leistung – schließlich hatte er ein Initiationsritual des Igel gemeistert –, war er doch froh, wieder zurück bei Frau Jäger zu sein. Wie er seinen Eltern sagte, empfand er es als Erleichterung, wieder mit Messer und Gabel essen und sich mit warmem Wasser waschen zu können.<sup>23</sup>

Am Nachmittag des 3. April 1924 reiste Dietrich Bonhoeffer nach Italien ab. Ausgestattet mit seinem in Leder gebundenen Baedeker, mit Füllfederhaltern, Büchern, Schreibpapier und mit seinem Koffer mit Kleidung für wärmere Tage, sah er in jeder Hinsicht wie ein erfahrener Reisender aus. Auch wenn er mit dieser *Italienreise* einer Familientradition folgte, trieben ihn auch der Wunsch, »Grenzen zu überschreiten« und Entdeckungen zu machen, sowie sein Streben nach Eigenständigkeit.<sup>24</sup>

»Die Phantasie fängt an, sich in Wirklichkeit zu verwandeln«, schrieb er in sein Tagebuch, als der Zug den Brenner überquerte und Richtung Süden über die italienischen Alpen fuhr. Er machte sich Sorgen, dass die Realität seinen Erwartungen nicht entsprechen könnte,

dass er enttäuscht sein würde. Und er sorgte sich zugleich, dass alle seine Wünsche erfüllt werden könnten! In Bozen fand Bonhoeffer, während er auf seinen Anschlusszug wartete, eine ruhige Ecke in einem Rosengarten in der Nähe des Bahnhofs, wo man »im Abendrot die Dolomiten herrlich schön« sah, was eine wunderbar melancholische Stimmung schuf.<sup>25</sup> Aber als der Zug Bologna erreichte, war er schon glücklich in eine lebhafte Unterhaltung mit anderen Passagieren, meist Italienern, hineingezogen worden.

Während des vierstündigen Aufenthaltes streifte er mit den anderen Mitreisenden aus seinem Abteil – ein Bankangestellter, zwei Touristen und ein Student der katholischen Theologie – durch die Straßen der Stadt. Unter einem »schönen klaren Mondschein« bummelten sie um zwei Uhr morgens durch die »ehrwürdige ehemalige Hauptstadt von Nordetrurien« auf der Via Emilia zur Piazza Maggiore bis zu La Garisenda, »dem am höchsten ragenden aller schiefen Türme«<sup>26</sup>. Auf dem ganzen Weg zur Kathedrale von San Pietro war Bonhoeffer glücklich, dass seine ersten Versuche einer richtigen Unterhaltung auf Italienisch so erfolgreich gewesen waren. Er schreibt in seinem Tagebuch: »Es ging zu meinem Erstaunen ganz gut.«<sup>27</sup>

Der Zug verließ Bologna kurz nach Sonnenaufgang und erreichte Rom am frühen Nachmittag, alles in allem eine Reise von vierundzwanzig Stunden. Bonhoeffers überschwängliche Stimmung wurde etwas gedämpft durch den Schock über das Chaos am Bahnhof. Während er sich nach einem Bad und frischer Kleidung sehnte, begegnete er in der Ewigen Stadt als Erstes einem Schwarm von Bettlern und Straßenverkäufern. Gefolgt von der »Gaunerei« eines überbflissenen Taxifahrers und des Rezeptionisten seiner Pension, der volle Bezahlung im Voraus verlangte sowie für die zwei Nächte davor. Jede organisatorische Komplikation – und derer gab es viele – irritierte ihn und das Kaleidoskop der neuen Eindrücke brachte ihn durcheinander. »Ungeheures Getriebe auf den Straßen«, Verkehr, der »in rasendem Tempo« vorbeirauschte, »verwirren einen«, schrieb er. »Überall Autos mit Fascisten, die Flugblätter auf die Straßen warfen« erwachsene Männer, die sich über belebte Piazzen hinweg anschrien, »Frauen mit

Blumenkörben, die bunten Ölwagen, mit großem Geschrei und Geschicklichkeit durch die Menge jongliert«. Hier war er weit weg vom Grunewald. »Je später es wird«, schrieb er, »desto größer wird das Getöse auf den Straßen.«<sup>28</sup>

Nahm er anfänglich seinen Tagebucheintragungen nach an manchem leicht affektiert Anstoß, genoss Bonhoeffer das Leben bald in vollen Zügen. Die Berichte gegen Ende der Woche zeugen geradezu von einem Schwindelgefühl und in den darauffolgenden sechs Wochen erlebte er eine Vielzahl derart beglückender und erhellender Momente, dass er in einen unvorhergesehenen Freudentaumel geriet. Das Kolosseum zeigte sich in unglaublicher »Wucht und Schönheit«. Er hielt sich wie im Traum eine Stunde lang in der antiken Arena auf, die jetzt »umwachsen« und »umrankt von üppigster Vegetation« war, von »Palmen, Zypressen, Pinien, Kräutern und allerlei Gras«. Die mystische Herrlichkeit wurde von der wuchernden Natur noch unterstrichen. »Der große Pan ist nicht tot«, schrieb er.<sup>29</sup>

Er besuchte das Forum, den Palatin, den Triumphbogen des Kaisers Septimus Severus und den Pincio, in dessen Kloster sich sein Urgroßvater aufgehalten hatte. Jeder Anblick verlangte nach einem Superlativ. Der Palatin war »der schönste Ort in Rom«, geschmückt mit »herrlichen Anlagen, weiter Aussicht« und Spuren uralter Häuser und kaiserlicher Paläste. Die Mischung aus humanistischem und christlichem Ausdruck gefiel Bonhoeffer. In den folgenden Wochen ließ er sich von seinem Baedeker leiten: das Museo Nazionale Romano, der Pincio (noch einmal), Ponte Molle, der Trevi-Brunnen, Santa Maria sopra Minerva, die Callixtus-Katakomben, die Via Appia, der Vatikan, das Trajansforum, die Villa Borghese, die Villa Farnesina, Eindrücke von Tizian, Raphael, Leonardo. Alles war so berauschend, dass er sein Reisegeld verloren glaubte, sich in eine hektische Suche stürzte, seine Wege zurückverfolgte, um es dann in seinem Hotelzimmer zu finden. Was die Stadt zu bieten hatte, schien grenzenlos, obwohl er nicht alles, was er sah, für erhaben hielt. Vom Kapitol mit seinem schwerfälligen Renaissancestil und dem »bunten Wiederaufbau« war er enttäuscht. Die »paar alten Trümmer mit der großen Freitreppe« hätte man ein-



fach so lassen sollen, meinte er. Die Fassade des Pantheon und der »wunderbar einheitliche Bau« schienen ihm verwässert durch »entsetzliche« Renovierungen des Innenraums, die vom Vatikan angeordnet worden waren. Leider seien die Päpste des 16. Jahrhunderts »stil- und geschmacklos« gewesen, schrieb Bonhoeffer.<sup>30</sup> Wie gut, fügte er hinzu, dass der römische Katholizismus viel größer sei als der Papst und dessen Lakaien. Bonhoeffers italienische Tagebücher mit ihren manierierten Notizen, die über jeden der täglichen forschenden Erkundungsgänge berichteten, verweilen sehnsüchtig bei den Kirchen.

Seine Wege durch Rom führten ihn zu »großartigen Klöstern« und Ecken mit antiken Spuren und immer größeren Mysterien. Als er die »herrliche alte Basilika« von San Paolo fuori le Mura kurz vor Sonnenuntergang betrat, fühlte Bonhoeffer sich inmitten einer nie gekannten Reinheit und dunklen Verzauberung, »sehr stimmungsvoll«, bei »Orgelmusik und Gesang aus einer Nebenskapelle«. Er ging auf der Via Ostiense nach Hause, während das nachlassende Tageslicht erst gelb, dann rot, dann blau wurde. »Große gerissene (Wolken)Fetzen schillerten ..., der Himmel wurde tiefblau ..., davor die noch als tiefgrün zu unterscheidenden Zypressen und Pinien«, so dass die Häuser entlang der Straße in der Herrlichkeit Edens zu stehen schienen.<sup>31</sup>

Die Brüder mieteten, obwohl es einfach gewesen wäre, Deutsche oder Deutsch sprechende Vermieter zu finden, ein Zimmer bei einer Familie namens Jocca, die nur Italienisch sprach.. Während der Mahlzeiten in der Pension fühlten sie sich wie im Turm von Babel. »Italiener, Russen, Griechen, Franzosen, Engländer« – und wenigstens zwei Deutsche –, die gemeinsam am Tisch saßen und versuchten, sich zu unterhalten.<sup>32</sup>

Manchmal scheute Dietrich die Anstrengung dieser Zusammenkunft. Er nahm sich ein Buch und aß allein in einer Trattoria. Der leutselige Klaus kannte dieses Bedürfnis nach Rückzug nicht. An einem Abend traf Dietrich Maria Weigert nahe des Trevi-Brunnens zum Essen. Seine frühere Klassenkameradin verbrachte den Sommer bei Verwandten in Rom. Nachdem die beiden einen »guten, kräftigen Wein« genossen hatten, verabschiedete sich Dietrich von seiner früheren

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Charles Marsh

**Dietrich Bonhoeffer**

Der verklarte Fremde. Eine Biografie

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 592 Seiten, 15,0 x 22,7 cm

30 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-579-07148-0

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: März 2015

**Die neue Bonhoeffer-Biografie**

Dietrich Bonhoeffer, das ist der große, anständige Theologe im Widerstand gegen Hitler, einer der Heiligen des 20. Jahrhunderts! 70 Jahre nach seinem Tod scheint seine Geschichte erzählt, sein Leben begriffen zu sein. Aber: Stimmt das auch? Charles Marsh blickt hinter die Verklärung Bonhoeffers und bringt in seiner kritischen Biografie dessen Fremdheit neu zur Geltung. Ein intimes und überraschendes Porträt von einem verletzlichen und witzigen, erfolgsverwöhnten und zweifelnden, entschlossenen und doch immer wieder zaudernden Mann auf dem Weg zu sich selbst. Fesselnd und unterhaltsam erzählt.